

LORENZO LUNAR CARDEDO

EIN BOLERO FÜR DEN KOMMISSAR

ROMAN / HAYMON

HAYMON **e**BOOK

Lorenzo Lunar Cardedo

Ein Bolero für den Kommissar

Roman

HAYMON

Inhalt

Gefahr ist mein Job
Das Versprechen
Auf Nimmerwiedersehen, Süße
Der unsichtbare Schlüssel
Der lange Abschied
Der Dürre
Die fünf Schweinchen
Die rote Ernte
Ich werde warten
Traurig, einsam und dem Ende nah
Epilog

Rebeca Murga: *Ein Bolero für den Kommissar*: Die Poetik des Marginalen

Titel der spanischen Originalausgabe: „Que en vez de infierno encuentres gloria“
© Ediciones Zoela, Granada 2003

Übersetzt im Rahmen eines Projektseminars am Institut für Romanistik der
Universität Innsbruck in Zusammenarbeit mit dem Institut für
Translationswissenschaft

Teilnehmer:

Boris Bliem, Karolina Dabrowski, Elisabeth Gasser, Wolfgang Gasser, Claudia
Kirchner, Elisabeth Köhle, Karin Lamprecht, Bettina Meier, Melanie Renzl,
Elisabeth Steinlechner, Marlies Strauss, Manuela Trinker, Loretta Weilguni,
Christina Überall

Koordination und Korrektur des Nachworts: Elisabeth Steinlechner

Lektorat: Klaus Peter, Christine Tavernier

Leitung: Víctor Herrera

Rebeca Murga lebt als Autorin in Santa Clara, Kuba.

© 2006
HAYMON verlag
Innsbruck-Wien
www.haymonverlag.at

Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (Druck, Fotokopie, Mikrofilm oder in einem anderen Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Abhängig vom eingesetzten Lesegerät kann es zu unterschiedlichen Darstellungen des vom Verlag freigegebenen Textes kommen.

ISBN 978-3-7099-7189-5

Cover: Benno Peter
Satz: Haymon Verlag

Dieses Buch erhalten Sie auch in gedruckter Form mit hochwertiger Ausstattung
in Ihrer Buchhandlung oder direkt unter www.haymonverlag.at.

Für meine Jugendfreunde.
Für mein Viertel.
Und für Rebeca und Elizabeth.

Gefahr ist mein Job

Verrückt. Total verrückt.

Dieses Viertel ist einfach völlig verrückt.

Du kommst in diesem Viertel zur Welt, du wächst hier auf, rackerst dich ab und stellst jeden Tag aufs Neue fest: Dieses Viertel ist einfach total verrückt.

Das Viertel ist ein Ungeheuer, wie mein Kumpel El Puchy immer sagt.

Das Viertel formt dich, schüttelt dich durch, es stößt dich herum, macht dich fertig und zermalmt dich, es richtet dich wieder auf, um dich dann erneut zu Boden zu werfen und auf dir herumzutrampern.

Das Viertel macht aus dir entweder einen echten Mann oder einen totalen Versager.

Und du kannst nichts anderes tun, als die Hände in den Schoß legen und all das mit dir geschehen lassen.

Hier bist du nie allein.

Hier haben die Wände Ohren.

Hier weiß jeder über jeden Bescheid. Und alle wissen sogar, was man gar nicht wissen kann, nur dass man nicht darüber spricht. Dein Leben und das Leben im Viertel sind eins. Wenn du arbeitest oder gerade keinen Job hast, wenn du was zu beißen hast oder gerade nicht, wenn du krank bist, betrogen wirst, wenn du allein ins Bett gehst oder mit einer Frau.

Tag und Nacht.

Im Viertel kannst du nicht eine einzige Nacht ruhig schlafen. Und das nicht nur wegen der Einbrüche. Hier klauen sie dir sogar dein Mastschwein aus einem mit fingerdicken Metallstäben gesicherten Verschlag oder sie räumen dir das Haus leer, während du schlafst.

Im Viertel ist es völlig normal, dass du plötzlich um zwei oder drei Uhr morgens aus dem Schlaf gerissen wirst.

Wegen jeder Kleinigkeit. Und es ist nichts dabei.

Du wachst auf.

Manchmal sind es zwei oder drei Liebespaare, die mit einer halbvollen Flasche Rum in einem Plastikbeutel aus dem Nachtlokal kommen und sich irgendwo auf die Straße setzen und lauthals singen. Einfach singen. Mexikanische Volkslieder von Juan Gabriel oder schnulzige Boleros von Orlando Contreras oder Rolando Laserie. Sie singen einfach.

Du wachst um drei Uhr morgens auf. Manchmal ist es wegen Clara, die auf Pancho losgeht, der wieder einmal spät nach Hause gekommen ist und nach billigem Fusel und dem Parfüm alter Nutten stinkt.

Manchmal wachst du auf und es ist wegen dem miesen Scheißkerl, der jetzt mit La Cuqui unterwegs ist und der sie auf einem russischen Motorrad ohne Auspuff nach Hause bringt, nachdem er sie in einer Absteige, in der es von Küchenschaben und Filzläusen nur so wimmelt, gevögelt hat. Denn in die richtigen Hotels, in die sauberer mit Klimaanlage, in die geht La Cuqui nur mit den Typen, die sie in Autos mit fast geräuschlosen Motoren nach Hause bringen. Aber auch von denen wachst du um drei Uhr morgens auf. Du wachst von der dröhnenden Musik aus den Autoradios und dem Geschrei von Italienern, Deutschen und sogar Norwegern auf: La Cuqui kämpft an allen Fronten.

Es ist verrückt, hier zu leben.

Du wachst um drei Uhr morgens auf. Und obwohl du weißt, dass du kein Auge mehr zutun wirst, wälzt du dich im Bett, klammerst dich an dein Kopfkissen, deckst dich wieder zu und versuchst noch etwas Schlaf zu kriegen.

Oder dir schwirren irgendwelche Gedanken im Kopf herum: Warum zum Teufel wohne ich eigentlich noch hier, in diesem verrückten Viertel?

Und du findest keine Antwort darauf. Oder zumindest kannst du sie nicht in Worte fassen.

Auf der Suche nach den richtigen Worten zermarterst du dir dann dein Gehirn. Und wieder überkommt dich der Schlaf, nachdem dir erneut klar geworden ist, dass das Viertel ein Ungeheuer ist, das dich und alle anderen gefangen hält.

Es ist ein Ungeheuer, das du liebst. Und du bist nicht bereit, es jemals zu verlassen.

Weil du dich daran gewöhnt hast. Weil du weißt, dass du den Wirbel brauchst. Um zu leben. Um ruhig zu schlafen.

Weil das alles im Viertel ganz normal ist.

Die Leute lassen sich an der Ecke voll laufen und grölen dann lautstark irgendwelche Lieder. Und es ist nichts dabei.

Clara macht Pancho zur Sau. Sie schleift ihn nach Hause und schwört ihm, dass beim nächsten Mal seine Eier ab sind. Und es ist nichts dabei.

La Cuqui wechselt jede Woche den Mann samt Motorrad. Und es ist nichts dabei.

Und wenn dann aber eines Morgens im Viertel alles ruhig ist, weil nicht Wochenende ist, weil es keinen Rum in den Bars gibt und es noch dazu saukalt ist, und du dann hörst, dass jemand an deine Tür klopft - laut, nervös und hartnäckig -, dann kannst du davon ausgehen, dass es dieses Mal etwas Ernstes ist.

In meinem Fall gibt es noch einen anderen Grund, warum man davon ausgehen kann: Ich bin der Hauptkommissar hier im Viertel.

Hauptkommissar in eben dem Viertel, in dem ich vor 35 Jahren zur Welt kam. In diesem verrückten Viertel.

Das ist der Job, mit dem mich die Partei zuletzt beauftragt hat.

Ich öffnete die Tür und vor mir stand El Jabao.

El Jabao ist hässlich und wenn er Angst hat, ist er noch hässlicher. Er ist gelblich blass und seine hervorstehenden

Augen erinnern an die einer Kröte.

„Sie haben den alten Cundo umgebracht“, sagte er.

Ich verlor keine Zeit damit, die Uniform anzuziehen. Auf dem Sofa lag der Pullover, den ich anhatte, als ich letzte Nacht von Luisa nach Hause gekommen war. Ich streifte ihn über und wollte mit El Jabao rausgehen.

Fela wachte vom Lärm auf.

„Was ist hier los?“

„Nichts. Ich muss kurz weg, aber ich komme gleich wieder.“

„Pass auf, Junge“, flehte sie mich an.

Immer wenn ich zur Arbeit gehe, verabschiedet sich Fela mit dem gleichen flehenden Ton in der Stimme.

Sie hat Angst. Fela hat ihr ganzes Leben vor irgendetwas Angst gehabt.

Als ich ein Kind war, hatte Fela Angst vor Gott. Immer wenn etwas Schlimmes passierte, sagte sie, es sei die Strafe Gottes für irgendetwas. Später hörte man bei uns zu Hause dann auf, über Gott zu sprechen.

„Du solltest der Kommunistischen Jugend beitreten, damit etwas aus dir wird“, riet mir Fela und ich spürte damals die gleiche Angst in ihrer Stimme.

Als der Alte krank wurde, nahm ihre Angst zu. Als er dann starb, wurde Fela noch ängstlicher.

Und als ich bei der Polizei anfing, kam sie vor Angst fast um.

Als sie mir nun sagte: „Pass auf dich auf, Junge“, spürte ich in ihren Worten quälende, bodenlose Angst. Eine Höllenangst.

Sie behauptet, sie werde eines Tages an Herzversagen sterben, aber ich bin mir sicher, die Angst wird sie umbringen.

Die Angst meiner Mutter ist eine tödliche Krankheit.

Manchmal glaube ich, dass ich ihr etwas von der Panik nehmen könnte, wenn ich eines Tages heimkäme und sagte:

„Ich hab den Job bei der Polizei hingeschmissen.“ Aber ich weiß auch, dass sie dann vor irgendetwas anderem Angst kriegen würde.

Die Angst meiner Mutter ist chronisch und bildet Metastasen in ihrem ganzen Körper. Und in ihrer Seele.

„Keine Sorge“, antwortete ich, „ich geh zum Busbahnhof Zigaretten kaufen. Ich kann nicht schlafen.“

Fela verkroch sich nun wohl mit ihrer Angst unter der Decke und betete stillschweigend für mich. Zum Glück hatte meine Mutter vor ein paar Jahren wieder angefangen, das Wort Gott zu gebrauchen. „Lieber Gott, beschütze ihn“, murmelte sie jetzt wohl.

Gut, dass sie in ihrer Angst von Gott begleitet wird.

El Jabao und ich liefen rüber zu Cundo.

Der alte Cundo lag mit gespaltenem Schädel auf seinem Klappbett.

Es war fast kein Blut auf dem schäbigen Kissen. Ein roter Faden zog sich von der Nase über die Lippen, über den langen, mageren Hals bis zu den gelblichen Brusthaaren.

In einem alten, mit rötlichem Damast überzogenen Lehnsessel aus Holz, gleich neben dem kleinen Tisch, auf dem ein nicht beendetes Dominospiel und eine Flasche billigsten Fusels lagen, die in der Nacht wohl mehrmals wieder aufgefüllt worden war, döste Blanquita.

Ein eiskalter Schauer lief mir über den Rücken.

Wieder einmal blickte ich dem Tod ins Auge.

Dem Tod, wie damals in Angola.

Wieder hatte ich Jiguanis Gesicht vor mir. Wieder konnte ich mir nicht erklären, warum zum Teufel er damals gelächelt hatte, vollkommen zerfetzt von Maschinengewehrsalven, allein am anderen Ende der Welt: „Diesen Schweinen haben wir's aber gezeigt, Leo“, sagte er

mit seinen Eingeweiden in den Händen. Er spürte nicht, dass sein Leben mitsamt seinen Gedärmen durch das Loch mitten in seinem Bauch entwich.

Jiguani, wie er einsam am Arsch der Welt starb. Nur ein Typ, den er einige Monate zuvor kennen gelernt hatte, den er aber schon Bruder nannte, und ein altes, zerfleddertes Pornomagazin in der Hosentasche seiner olivgrünen Uniform waren dabei.

Einsam sterben. Weit weg von seiner Familie und dem Viertel sterben ist einsam sterben.

Am Ende der Welt sterben, ohne zu wissen, wofür man verdammt noch mal stirbt, ist einsam sterben.

Jiguani lächelt immer noch, während er sich mit beiden Händen den Bauch hält: „Diesen Schweinen haben wir's aber gezeigt, Leo.“

Von weitem hörte man die dröhnende, aggressive Musik aus einem Auto, die genauso schnell verklang, wie sie aufgetaucht war, inmitten der Stille der Morgendämmerung. Von draußen drang mit der kalten Luft ein abscheulicher Geruch nach Nachtjasmin ins Zimmer.

Ich blickte dem Tod wieder ins Auge.

Dem Tod, musikalisch untermalt.

Es ist Samstagnacht und im Polizeirevier herrscht merkwürdige Aufregung. Man sagt uns, dass ein Großeinsatz vorbereitet wird. Und schon sitzen wir dienstbereit in den Fahrzeugen. „Öffentliche Ruhestörung in allen vier Nachtlokalen von Santa Clara, und das gleichzeitig“, sagt der Chef. „Ein Riesenaufruhr“, bemerkt Pinky und reibt sich die Hände. „Das könnte eine Gegenrevolution sein“, sagt der Kommandant und erklärt: „Das ist geplant. Das kann kein Zufall sein. Aber darum kümmern sich andere. Wir sind nur dafür zuständig, die Situation zu entschärfen.“

„Ich werde mir einen Spaß draus machen, denen den Schädel einzuhauen“, kündigt Pinky beim Aussteigen an.

Ich schaue ihn an und schmunzle.

Jung und übermütig.

Eingeweiht wurden wir in einer Karnevalsnacht in Havanna, als wir noch auf der Akademie waren. Auf der Bühne spielte die Big Band von Pello el Afrocán, als plötzlich die Trommler von Cocuye aus Santiaga de Cuba auftauchten. Diese Typen aus dem Osten fallen in Havanna ein wie die Heuschrecken. Sie sind wie die Araber, die überall ihr Lager aufschlagen. In einem Zimmer im Zentrum von Havanna nistet sich dann gleich ein Haufen von ihnen ein und man wird sie nicht mehr los.

Die Leute aus Havanna tanzten zur Musik, als sie kamen und sich mit der Trompete und ihrem „Platz da, hier kommt El Cocuyé“ in die Mitte drängten. Und dann gab es einen Riesenaufstand.

Wir mussten mit Schutzschild, Helm und Schlagstock dazwischengehen und aufräumen.

Pinky, der mit beiden Fäusten draufflosschlug, sagte: „Ich scheiß auf euch Typen und auf eure Messer.“

Und ehrlich, Pinky war verdammt mutig.

Pinky klopft mir auf die Schulter und lacht. Ich mache das Gleiche.

„Wir machen uns einen Spaß draus“, antworte ich.

Der Nachtclub El Bosque liegt an der Landstraße, in der Nähe des Baseballstadions und der neuen zwölfstöckigen Blöcke.

Pinky und ich kommen als Erste dort an. Der Türsteher lehnt mit einer Platzwunde am Kopf an der Wand. Sein Hemd ist zerrissen. Er schnäuzt sich und sein Taschentuch füllt sich mit Blut und Rotz.

„Hier kommt keiner mehr rein“, ächzt er.